

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

18) Eine Seegeschichte von Peter Egge.

Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Divind keuchte athemlos und feuerroth im Gesicht mit dem Rinderbraten in einer Blechschüssel herein. Dann griff er nach dem Messer, der Gabel und dem Teller und fiel über das Essen her.

Wenn setzte sich auf seinen Koffer in der Ecke und sah, mit welsch' fieberhaftem Eifer sie sich versorgten. Der lockende Duft von frischem gebratenem Fleisch erregte ihn. Es war so lange her, seit er dergleichen gegessen. Aber er hielt sich doch zurück. Er wußte, daß der Brauch an Bord dem Schiffsjungen vorschrieb, sich als Letzter zu nehmen.

„Zimmer Geduld, Divind! Der Weihnachtsabend ist noch lang, Gott sei Lob,“ sagte Michel.

„Sowas hab' ich noch nie gesehen — Junge! Wart', bis die Erwachsenen sich erst versehen haben!“ rief Jotum. „Seht seine Augen — all'rat wie bei 'ner Gule!“ Er ließ sich mit einem wohl versehenen Teller auf seinen Kasten niedergleiten. Dann nahm er einen großen Zuckerklumpen von seiner Reisgrütze, warf ihn nach Divind und traf ihn mitten auf die Nase. Der Klumpen zerfiel, und der Zucker umsprühte ihn wie ein Staubregen.

„Maul auf!“ schrie Jotum gleichzeitig.

Divind schnappte furchtbar, rieb seine Augen und beleckte mit seiner langen, spitzen Zunge den Mund, um nicht des Zuckers verlustig zu gehen.

Die Kooß halte von so gewaltigem Lachen wider, daß man hätte meinen können, sie müßte auseinanderspringen. Es wollte gar kein Ende nehmen. Mehrere, die mit ihren Tellern auf dem Schooß da saßen, mußten sie auf den Tisch setzen, um sich auszulachen.

Jotum schrie durch all' das Lachen hindurch:

„Laß den Zucker in die Augen fließen, dann wirst Du so klaräugig, daß Du hernach gerade durch Deine Hirnschale hindurchsehen kannst.“

„Seht, wie er grinst, seht, wie er grinst,“ rief Tom.

Wenn lächelte ebenso sehr über das Lachen der Kameraden, wie über Divind's Gesicht. Er hatte die Empfindung, der einzige Mächterne in einer Schaar betrunkenen Menschen zu sein.

Endlich trat Stille ein, wurde aber wieder und wieder von einem unterbrochen, der in dem Gedanken daran, wie lächerlich der Jungmann ausah, als er sich den Mund beleckte, wieder aufschachte.

Eine ganze Weile vernahm man keinen anderen Laut, als das Geräusch der Messer und Gabeln auf den Tellern. Dann sagte Michel und schielte wohlwollend nach der Ecke hin, wo Wenn saß:

„Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Jungmann und dem Schiffsjungen hier an Bord.“

Wenn fühlte, daß ihn alle ansahen. Er starrte auf seinen Teller herab, der in seinem Schooß stand, und ah ruhig weiter.

„Ja, er macht nicht zubiel Spektakel.“ lachte einer.

Wenn hörte einen anderen seinem Nebenmann zustüßern:

„Hat er sich auch ordentlich Essen genommen?“

Da erhob sich Jens Christian im Gefühl seiner Würde als Ältester in der Kooß, sah Wenn an und ließ seine starke Stimme erklingen:

„Hast Du Dir Essen genommen, Wenn? Wenn nicht, dann komm 'ran! Es ist genug da, Junge!“

„Danke, ich bin versehen!“

Wenn sah nicht auf.

„Nur,“ rief Jotum, „desto kräftiger wirst Du, Junge!“

Noch fühlte Wenn die höhnischen, neugierigen und lachenden Gesichter auf sich gerichtet. Jens Christian's Worte rührten ihn. Er fühlte, die plumpe Art, in der sie hervorkamen, verdeckte eine freundliche Gesinnung, der Jens Christian keinen anderen Ausdruck zu geben vermochte. Er gerieth in eine weiche, unsichere Stimmung.

Er setzte seinen Teller auf den Tisch, satt und schwer von der ungewohnten Kost, und begann in der Kooß nach einer

Flasche Sherry zu suchen. Sie war eigentlich für ihn und Divind bestimmt, wenn sie an den Weihnachtstagen allein an Bord blieben.

„Habt Ihr Lust auf ein Glas Sherry?“

„Ja, ja!“

„Der damit!“

„Denn ist noch ein Junge!“

Die Flasche machte die Runde, und jeder bekam ein Glas. Es waren noch zwei bis drei übrig, als sie zurückkam, und die trank Wenn aus.

Einige Kameraden begannen plötzlich eifrig durcheinander zu reden. Es klang wie der heftigste Streit, obwohl eigentlich alle einig waren. Schließlich erklärten sie, Wenn wäre der einzige vernünftige Kerl in der Kooß; denn nur er sei schlau genug gewesen, am Weihnachtsabend etwas spendiren zu können.

Der Wein belebte Wenn. Er hatte Verlangen nach mehr — immer mehr. Wenn er doch trinken und sich amüsiren könnte heut' Abend, sich so amüsiren, wie er es noch nie in seinem Leben gethan hatte!

„Seht her, Leute! Der Steward stand in der Thüre und hielt drei Flaschen in die Höhe.“

Ein Freudenschrei von allen rings um den Tisch begrüßte sie.

„Zwei Wisky und ein Portwein. Feine Sachen, Jungens!“

„Das ist wirklich der nett'ste Schiffer, mit dem ich noch gefahren bin,“ jagte Jens Christian mit Ueberzeugung. „Aber erst soll der Steward ein Glas haben!“

„Danke, aber das muß schnell geschehen; denn ich hab' wenig Zeit!“

Er goß es auf einmal hinunter und eilte dann davon.

„Frohe Weihnachten!“

Die Flasche machte die Runde, bis jeder einen Schnaps und ein Glas Portwein bekommen hatten. Wenn fühlte den Brantwein wie Feuer durch die Kehle fließen. Er drückte sich in eine Ecke und legte die Beine auf seinen Koffer. Er wünschte, die Kameraden möchten einen recht tollen Einfall bekommen, sie möchten tanzen, sich auf den Kopf stellen oder dergleichen.

Man schob die Teller auf dem Tische zusammen und zündete die Pfeifen an.

„Na, es ist wohl am besten, wir nehmen nun die Briefe von den Mädels vor,“ sagte Jotum. Er war ein wenig stolz darauf, daß alle von seiner Verlobung wußten. „Lies Du erst, Jens Christian.“ Er wußte, daß der Kamerad mit dem Brief ohne Hilfe nicht wohl zurecht kam.

„Nein, ich will nicht zuerst lesen.“

„Na, denn Du, Michel!“

„Nein!“

„Na, ich werd' denn man lesen!“ sagte Jotum.

Und dann las er mit lauter Stimme, aber mit kleinen Pausen dazwischen, denn die Buchstaben waren nicht immer deutlich:

Geliebter Jotum.

Ich danke... Dich villemals für Deinen Brief, den ich bekommen habe, worin ich sehe... Du bist wohl und... gesund... sowie auch ich und meine Mutter, mit welcher wir müssen... Gott danken dafür...“

„Das ist wirklich hübsch geschrieben von so einem jungen Mädchen,“ sagte Jens Christian aufrichtig. „Sie hat gar nicht so wenig Verstand!“

Jotum wurde ganz stolz und gerührt.

„Das hab' ich ja auch immer von Anna gesagt.“

... Es geh'n schreckliche Nachrichten um... von Sturm und Unglück und... der Jonas Olsen, Du weißt... der, mit dem Du fuhrst... Damals, als Du... Deckung warst... ist über Bord gegangen...“

„Nein, der Deckung, nun ist er über Bord gegangen!“

„Nein, so was!“

„Na, da kriegt er genug zu trinken, wo er nu liegt.“

„Ja, er trank, was er kriegte, der Kerl!“

Es entstand eine kleine Pause, ehe Jotum fortfuhr.

... ist über Bord gegangen im... Kanal und d'rum kann ich nicht froh genug sind, daß Du in New-York bist, lieber Jotum... Du mußt Dich... vor Bier und... Brantwein in Acht nehmen... Weihnachten, daß Du Dich

nicht . . . befäufst, wenn Du an Bord sollst . . . denn dann fällt Du ins Wasser . . . wie es so vielen Seelenten geht. Ich freu' mir schon auf den Sommer, denn dann bist Du . . . im Hause und gehst in die . . . Sägmühle und dann am . . . Sonntag gehen wir dann auf's . . . Land und kochen . . . Kaffee und tanzen . . ."

"Ja, das wird lustig werden, Jüngens!" rief Jotum. "Aller Augen rings um den Tisch funkelten."

"Ja, den ganzen Sommer zu Hause und in die Sägmühle gehen. Nicht ein Maul voll gesalzenen Seewassers vor Oktober," sagte Jens Christian und schlug auf den Tisch, sodas alle Teller in die Höhe sprangen. "Dann wollen wir jeden Sonntag mit unsern Mädeln auf dem Lande sein."

"Denkt, Jüngens, wenn wir im Mai nach Hause kommen, dann ist alles grün," rief Jotum, und die Begeisterung stieg, "und alle Mädchen gehen in hellen Kleidern — solchen, wie sie sie nur im Sommer tragen. Wenn wir unter feiner Brise an den Loringern vorbeikommen, kommen die Mädchen uns in Boten entgegen, oder sie stehen am Strande — wie es in dem Liede heißt."

Dann sang er, und die anderen stimmten mit voller Kraft ein:

Die Mädchen seh'n am Strand,
Sie winken mit der Hand.
Und ihre Thränen fließen leise:
Sei uns willkommen hier am Land,
Rein frohgemuther Schiffersmann
Von Deiner langen Reise
Auf diesem weiten Ozean!

"Jens Christian, soll die Flasche nicht noch einmal umgehen?"

"Jawohl, her mit dem Whisky!"

Es wurde nun fast still. Alle warteten darauf, daß sie an die Reihe kommen sollten, an dem erregenden Getränk zu nippen.

Da sagte Michel in seiner stillen Weise:

"Ja, wir können wohl davon reden, daß wir den ganzen Sommer zu Hause bleiben wollen; aber sind wir nur acht Tage dagewesen, dann stinken wir uns schon vor Widerwillen und finden nicht eher Ruhe, als bis wir an Bord von so einem Kasten sind und uns wieder zu schanden schinden und allerhand Unbill erdulden!"

"Du ja," sagte Jotum mit tiefer Verachtung, "der nichts anderes hat, woran er sich halten kann, als die große Bauerntrine. Rein, zum Teufel, schaff' Dir 'ne feinere Sorte an, dann kriegst Du wohl Lust, daheim zu bleiben, ein Mädell, wie die Anne zum Beispiel, das ist 'n Mädell, die hat Schlüssel und Schloß, Junge!"

"Ach, Unsinn, man kriegt doch niemals Ruhe, bis man über Bord mit der Nase im Wasser liegt."

"Ich verlob' mir mit der Niffeline, wenn i to Arendal come," rief Tom lustig. Er hatte das Mädchen noch niemals gesehen, sondern sie nur vom Steward rühmen gehört.

"Du!" sagte Jotum, "glaubst Du, die will einen Engländer haben?"

"Sie dankt God, wenn sie bekommt a englischmann."

"Wenn Du wenigstens nicht so klein wärst, wie Du bist! Du mußt ja auf den Zehspitzen stehen, wenn Du sie küssen willst."

"Ich kann steh'n auf stool!"

Die Jungen warfen sich hintenüber vor Lachen. Tom selbst lachte am meisten.

Nun kam Jens Christian an die Reihe zu lesen. Jotum setzte sich neben ihn, um ihm zu helfen. Jens Christian lachte und nickte glücklich, wenn er sich ohne Hilfe durchbuchstabirte. Es wurden dieselben Stadtgeschichten und Seeunfälle erzählt, wie in Jotum's Brief und denen der andern, aber alle wurden mit großem Interesse gelesen und angehört; denn immer folgten Betrachtungen darüber vom Briefschreiber.

Die Flaschen gingen um die Runde, und die Stimmung stieg immer mehr. Die Gesichter strahlten bisweilen durch den Tabakrauch hindurch, der dick über dem niedrigen Raum lag. Die Lampe leuchtete matt, wie ein Leuchtturm in starkem Nebel. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unsere Schrift.

Es ist ein weiter Weg von gewissen schriftartigen Anordnungen — die Eingeborenen der Osterinsel erkennen nach Form und Stellung der Steine auf einem Grabhügel, wer darunter liegt — von den mühsam in Stein oder Holz geritzten, in Thon gepreßten Zeichen,

Runen und Schriftbildern, bis zu den zierlichen Buchstaben, die der moderne Mensch mit stinker Hand hinschreibt, mit Blitzesschnelle vervielfältigt.

Bei den alten Peruanern war eine Knotenschrift in Gebrauch, und ähnlich bezeichneten früher die Indianer Nordamerikas ihre Verträge durch aufgereichte Muscheln, wohl nur, weil dieses "Schriftstück" leichter zu handhaben war, als eine Tafel mit Bilderschrift, der sie sich ebenfalls bedienten. Die sogenannte Keilschrift einiger asiatischer Völker sollte richtiger Pfeilschrift genannt werden, denn sie besteht aus gruppierten Abbildungen von Pfeilspitzen, die hier, ähnlich den Zeichen unseres telegraphischen Morse-Apparates, Buchstaben bedeuten. Ihr Urheber soll das turanische Volk der Akkader gewesen sein, und wir finden sie ebenso bei den arischen alten Persern, wie bei den semitischen Assyriern, Völkern, die als Bogenschützen berühmt waren. Alle diese Schreibarten, zu denen wir noch die germanischen Runen und manches andere reihen können, sind ungeachtet ihres hohen Alters zweifellos viel jünger als die Bilderschrift, die auch in unserer Schrift verborgen ist, was bei einer näheren Prüfung deutlich hervortritt, wie sehr sich auch die äußeren Merkmale im Wandel der Zeit verwischt haben.

Die wichtigste Bilderschrift finden wir bei einem der schreibseligsten Völker der Welt, bei den alten Ägyptern, deren Hieroglyphen seit des ersten Napoleons Feldzug im Land der Pyramiden von scharfsinnigen Gelehrten größtentheils entziffert wurden. Von diesen dürfte sie den Semiten überliefert worden sein — sofern nicht eine viel weiter zurückliegende gemeinschaftliche Quelle anzunehmen ist — vielleicht jenem Volksstamme, der schon vor Abraham's Zeit in Ägypten erobert einbrach und dort mehr als ein halbes Jahrtausend herrschte. Thatsache ist, daß die mittlerweile zur Lautschrift gewordenen stammbildlichen Schriftzeichen, die von den semitischen Phöniziern zu den Griechen kamen, ihrem Stamm und Geist nach vollkommen das Gepräge dieser Völkergruppe tragen. Unrichtig scheint aber die von den Griechen ausgehende Behauptung zu sein, daß jenes Handelsvolk zuerst Schriftzeichen gebrauchte. Selbst die von ihnen den Griechen übermittelten Buchstaben rühren sicherlich von einem verwandten Ackerbau treibenden Stamm her. Wäre es anders, so würden die Zeichen auf die See und die Schifffahrt hinweisen, während thatsächlich nur ein einziger Buchstabe — unser heutiges M, das ursprünglich nur ganz allgemein Wasser bedeutete — das feuchte Element verjümblicht; dagegen sind zahlreiche Bilder dem Feldbau und der Viehzucht entnommen, was schon der erste Buchstabe selbst in seiner heutigen Gestalt noch zeigt. Stellen wir nämlich ein lateinisches A auf den Kopf (v), so sehen wir ungefähr die Umrisse eines Rindkopfes; und in der vom Hebräern nur dialektisch unterschiedlichen phönizischen Sprache bedeutete Aleph, das zum griechischen Alpha wurde, Rind.

Die Hellenen nahmen also mit den Buchstaben auch deren semitische Namen an, die sie nur etwas präzisirten; sie fügten ferner vier Buchstaben zu, wahrscheinlich in etwas späterer Zeit. Auch die Form der Buchstaben blieb ziemlich die alte, nur daß sie von diesem kunstfertigen Volke verschönert wurde, was allerdings einige Änderungen nöthig machte. In vielen Fällen erhielten auch die Zeichen eine verkehrte Form, was von der veränderten Schreibweise herrührte. Die Semiten zeichneten nämlich die Schriftfiguren mit nach links gewandtem Profil, wie es die ungeübte Hand gewöhnlich zu thun pflegt; dadurch entstand die bekannte Schreibart von rechts nach links, die auch dann noch im Brauch blieb, als die Bilderschrift zur Lautschrift geworden, als die Zeichen möglichst vereinfacht wurden. Weniger von der Tradition beengt, zogen die Griechen bald die bequemere Schreibart von links nach rechts vor und lehrten demgemäß die Zeichen um.

Wie alles Wesentliche ihrer Kultur erhielten die Römer auch die Schrift von den Griechen, obgleich es sich annehmen läßt, daß die älteren italienischen Völker mit den Phöniziern unmittelbar in Berührung kamen und ebenfalls deren Schüler im Schreiben waren. Gewisse Einzelheiten im römischen A-B-C deuten wenigstens auf einen derartigen Einfluß hin. Doch abgesehen davon: die römische Schrift ist die Tochter der griechischen, genau so wie die Schrift der heutigen europäisch-zivilisirten Welt die Tochter Roms ist. Praktisch war in Allem, verwarfen die Römer die für sie bedeutungslosen Namen der Buchstaben, formten einige von diesen um, änderten, was ihren Sprachlauten nicht genügte und benannten die Buchstaben möglichst nach deren Aussprache, wie es heutzutage noch geschieht. Bei den Konsonanten, die ohne Vokal nicht gut ausgesprochen werden können, wurde, mit wenigen Ausnahmen, das E zu Hilfe genommen, indem es vor oder nach den betreffenden Laut gesetzt wurde, je nachdem dieser klanglos oder klangvoller Halbvokal war.

Damit wären die Familienbeziehungen unserer Buchstaben einigermaßen erörtert, soweit dies in aller Kürze überhaupt möglich ist. Der Umstand, daß aus dem "Alphabet" ein "A-B-C" wurde, daß heißt, daß sich bei den Römern die semitisch-griechische Reihenfolge von A-B-C veränderte, ließe sich ziemlich genau erklären. Hier dürfte es genügen, darauf hinzuweisen, daß das lateinische C, das in der Mehrzahl von Fällen heute noch wie K ausgesprochen wird, ursprünglich so überhaupt gelautet haben soll, oder nach Ansicht Anderer vielmehr wie das weichere G, von dem es sich in seiner lateinischen Form bekaunlich nur gering unterscheidet, so daß eine nachträgliche Schaffung des letzteren Buchstabens auch dann noch offenkundig wäre, wenn uns nicht Plutarch ähnliches berichten würde. Von dem unterschiedlich gewordenen O und G erhielt letzteres die

Stelle des griechischen Zeta, das, gewissermaßen als nunmehr in Ruhestand getreten, an die letzte Stelle trat. Wie sich im Mittelalter die runden, lateinischen Buchstaben vornehmlich in Deutschland veredelt und versteinert, nachdem bereits früher aus den großen die kleinen Lettern hervorgegangen waren, ist bekannt. Noch eribrigt uns die Bemerkung, daß die Chinesen heute noch eine komplizierte Bilderschrift besitzen, in der es etwa 120 000 Schriftzeichen geben soll, wovon freilich für den gewöhnlichen Verkehr viertausend genügen. Die Schriftzeichen der Japaner, die mit einem 3 beginnen, sind ähnlich denen der Chinesen, aber ihre Schrift ist eine Lautschrift wie die unsrige.

Neben den Buchstaben giebt es noch einige wichtige Zeichen: die Zahlen. Auch diese sind ähnlicher Herkunft, die sogenannten römischen sowohl, wie auch die sogenannten arabischen. Die Semiten, und nach ihnen die Griechen benutzten die Buchstaben zur Bezeichnung der Zahlen, und es zeigt sich merkwürdigerweise hierbei, daß Hellas das überlieferte Alphabet in seiner ursprünglichen Form gebrauchte. Neben dieser Zahlbezeichnung benutzten die Phönizier als praktisches Handelsvoll auch einfache Zählstriche, die von den Römern angenommen wurden und sich bei diesen mit der Zeit zu Buchstabenzeichen formten. Die Ziffern eins bis vier wurden ursprünglich also durch Striche dargestellt, fünf dagegen als Hand mit gespreiztem Daumen und zehn als deren Verdoppelung. Ähnlich verhält es sich mit den anderen römischen Zahlzeichen. Die arabischen wurden erst im neunten Jahrhundert in Europa durch die Mauren eingeführt und sollen von Indien stammen, was jedoch nicht unbestritten ist. Auch sie haben eine Aenderung erfahren, wenn auch nicht in dem Maße wie ihre Vettern, die Buchstaben. Ihre ursprüngliche Form war nämlich eine liegende, und wer sich die Mühe nimmt, die Ziffern derart zu betrachten, wird sofort die große Ähnlichkeit mit arabischen Schriftzügen erkennen. Ihr Hauptvorzug ist die Anwendung eines Ringelchens, der Null, wodurch erst ein bequemes Rechnen möglich geworden ist; ferner die Anwendung des dekadischen Systems, wonach bekanntlich durch die Stellung von links nach rechts eine Verzehnfachung des Wertes der gleichen Zahl eintritt. Die Chinesen benutzen jedoch das dyadische Zahlssystem, das allerdings nur zwei Zeichen braucht — 1 und 0 — aber nicht im entferntesten an Bequemlichkeit dem unsrigen gleichkommt. Bei dem dyadischen System gilt das Zeichen 1 stets doppelt so viel, als die vorhergehende gilt oder gelten würde. Die Einheit an erster Stelle gesetzt gilt eins, an zweiter zwei, an dritter vier u. s. w. Die Null dagegen gilt nichts und giebt nur den Stellungswert an. Die Ziffer vier, nach dem dyadischen System ausgedrückt, ergibt — von rechts nach links gelesen! — folgendes Bild: 100, fünf dagegen: 101, sechs: 110 und sieben: 111. Wir finden also China auch in dieser Beziehung einzig und eigenartig, eine Kulturwelt für sich, die, auf eine gewisse Stufe der Vollendung getreten, erstarrte und sozusagen zu einem kulturellen Petrefakt geworden ist.

D. Gaël.

Kleines Feuilleton.

ed. Im Schlosse zu Luxemburg befindet sich ein Gemälde, das vorzüglich gemalt ist, das aber den Beschauer noch ungleich mehr durch den darauf zum Ausdruck gebrachten Gedanken ergreift, als durch die Kunst der Darstellung. Eine wohlgenährte Ratte mit glattgestriegeltem, seidenglänzendem Fell hat ihre Wohnung aufgeschlagen mitten in einem mächtigen Laib Brot. Drei von ihren Stammesgenossen, einer immer noch verhungertes und kummervoller aussehend als der andere, nähern sich dem Inhaber der fetten Frümden mit dem Gute in der Hand und mit unsagbar flehenden Augen — wahrhaft menschlich blidenden Augen. Ihre gekrümmten Rücken und ihre in Demuth ersterbende Haltung lassen die elenden Lumpen, mit denen sie bekleidet sind, fast überflüssig erscheinen — man versteht ohnehin, daß sie als hilfessuchende Bettler kommen: „Erbarmen, Erbarmen! Wir sind im Begriff, sammt den Unsrigen vor Hunger zu sterben!“ Und wie benimmt sich die praktisch veranlagte fette Ratte ihnen gegenüber? Sie verbirgt ihr rundliches, warm und weich bekleidetes Bäuchlein zur Hälfte in ihrem Brotlaib und zeigt den Rettungstlehenden ein blühendes Gesicht, das in die kleidsamen Falten des Mittels gelegt ist und deutlicher, als Worte es vermöchten, ihnen sagt: „Leider kann ich nichts für Euch thun, lieben Leute; aber ich will den Himmel bitten, Eure Noth zu lindern!“

— Befördert das Schneiden der Haare ihr Wachsthum?

Eine eingehende Prüfung der alten und weitverbreiteten Annahme, daß das Schneiden der Haare ihr Wachsthum befördere, enthalten die soeben erscheinenden Sitzungsberichte der Niederrhein. Ges. für Natur- u. Heilkunde von Prof. Schiefferdede und Hrn. Bischoff in Bonn. Im Jahre 1893 hatte Kemejow in Petersburg aus Versuchen an Hunden und Kaninchen eine Beförderung des Haarwachthes durch Schneiden der Haare nachweisen und schließen können, daß das Schneiden und noch mehr das Rasiren an sich einen Reiz der Pupille zuführe. Es war also die Frage, ob dieser Reiz durch die Hautnerven geleitet werde, in welchem Falle das Haar kein todtes Gebilde sein konnte, oder ob er durch den Kältereiz an der kahlen Stelle hervorgerufen wurde. Im ersteren Falle hatte man das, beim Menschenhaar freilich vielfach fehlende Mark als die

lebendige Substanz im Auge, das bei den Versuchsthieren sehr gut entwickelt ist. Bei den Bonner Versuchen wurden nun außer Hunden und Kaninchen auch das hierfür besonders geeignete Schwein gewählt und die Haare zum theil so geschnitten, daß das Mark noch nicht getroffen wurde, zum theil so, daß es ein- oder mehrere Male getroffen wurde; auch wurden die Tasthaare gleichzeitig geschnitten. Das überraschende Ergebnis der Untersuchung war, daß sich überhaupt kein Einfluß des Schneidens auf das Wachsthum der Haare zeigte. Die Zählung der Haare auf der Seite am Thiere, wo sie geschnitten waren, ergab nahezu dieselben Zahlen, wie die Zählung auf der Kontrollseite. Es geht aus dieser (im Archiv für Mikrost. Anatomie) ausführlich erscheinenden Arbeit hervor, daß man mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann, daß das Schneiden keinen Einfluß auf das Wachsen der Haare ausübt, und daß kein Teil des Haares die Fähigkeit besitzt, einen solchen (Schnitt-) Reiz weiterzuleiten. —

Kunst.]

— In Mailand wurde bei Renovirungsarbeiten im „Castello Sforzesco“ ein bisher unbekanntes Wandgemälde entdeckt, das nach dem Kunstforscher Müller-Walde dem Leonardo da Vinci zuzuschreiben ist. F. Kovati berichtet darüber in einem neuen Heft der Zeitschrift „Emporium“. Das Gemälde befindet sich als Sopraporte über der niedrigen Thüre des Gewölbes, das den Sforzas als Schatzkammer diente. Es hat eine schwere architektonische Umrahmung. In einem auf zwei Trägern ruhenden marmornen Architrav, der unter dem Rahmen hinläuft, ist ein großes Medaillon eingelassen. In einer halb dunklen Manier, welche die Wirkung eines Bronzereliefs hervorruft, ist darauf gemalt, wie Sclaven Gold herbeischaffen und wägen, wobei eine stattliche, sitzende Gestalt sie überwacht. Das Fresco selbst war bis vor kurzem übermüht. Es handelt sich um eine Darstellung der Sage vom hundertäugigen Argus. Nach Müller-Walde soll es aus dem Jahre 1493 stammen; Leonardo da Vinci hielt sich damals in Mailand auf, um im Auftrage Lodovico Moros zahlreiche Arbeiten in Kirchen und Palästen auszuführen. Das neuentdeckte Bild stellt eine Thüre dar, die in gemalter Perspektive eine Flucht von Sälen zeigt; davor, den Eingang verwehrend, steht die Gestalt des Argus. Hünenhaft, in ruhiger Sicherheit, die Füße gekreuzt, den einen Arm auf eine mächtige Keule gestützt, erhebt er sich; das Fell eines wilden Thieres, dessen Pranken auf der Brust verschlungen sind, umschürt den gigantischen Leib; die Felle, mit denen die Füße umwickelt sind, kennzeichnen den Hirten. Leider ist gerade der Kopf der prächtigen Gestalt, die aus dem Rahmen hervorzutreten scheint, größtentheils zerstört; nur ein Theil des Haupthaars und des Kranzes von Pfauenfedern, der für den Argus charakteristisch ist, blieb erhalten. Uebrigens stellen zwei Medaillons zur Rechten und Linken, gleichfalls im Charakter von Reliefs ausgeführt, Hauptscenen des Argus-Mythos dar: das erste zeigt, wie Merkur den Wächter durch Schälmeien einschläfert; auf dem zweiten sieht man den Enthaupteten, den Merkur, auf seinen Stab gestützt, betrachtet. —

Völkerkunde.

— Die Stämme des äquatorialen Ostafrika's. In der letzten Monatsitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde theilte Dr. Schöller einige wissenschaftliche Ergebnisse seiner Expedition nach Äquatorial-Ostafrika und Uganda 1896 und 1897 mit. Die ethnographischen Ergebnisse seiner Reise sind besonders in der von ihm gegebenen Eintheilung der Stämme Äquatorial-Ostafrika's in die drei Gruppen der Hamiten, Bantu und Niloten begründet, sowie in dem Nachweise, daß Massai, Waquafi und Wandorobbo nicht Stammesbezeichnungen darstellen, sondern daß diese Hamiten je nach ihrem Berufe die Namen führen. So lange sie Viehzüchter sind, heißen sie Massai, werden sie Ackerbauer, so heißen sie Waquafi während die Jäger den Namen Wandorobbo angenommen und das Schwert mit dem Bogen vertauscht haben. Die Klassifizierung der Eingeborenen bietet deshalb Schwierigkeiten, weil durch Wanderungen oftmals Sprache, Sitte und Bewaffnung des einen Stammes auf den anderen übergegangen sind, und sich solche Reste noch erhalten haben, wenn längst von dem Stamme jede Spur geschwunden ist. So taucht in Uganda und bei den Batavirondo ein am mittleren Nil bekanntes Musikinstrument auf, und besonders die Waffen, Lanzen und Schwerter der Massai sind von den Bantustämmen vielfach aufgenommen worden. Die Waganda, im heutigen Uganda seit langer Zeit ansässig, sind neben den Waffoga und Wawuma als reine Bantu anzusehen. Am Bangani, wo die Massai die Bantu erst abgedrängt hatten, sind heute infolge des durch Viehseuchen der letzten Jahre erfolgten Untergangs dieser Massai junge Bantu-Ansiedlungen erwachsen. Auf 25 000 Seelen schätzt Dr. Schöller die heutige Zahl der reinen Massai. Ihre Kultur steht tief, und nur die zum Ackerbau übergegangenen Waquafi erheben sich ein wenig über die Viehzüchter. Diese Gliederung desselben Stammes in Ackerbauer und Nomaden, wie sie die Hamiten zeigen, hat ihr Analogon bei den Arabern und den Beduinen. In den Niloten muß man die Batavirondo rechnen, die vom Nil bis zum Victoria Nyanza vorgedrungen sind. Sie zeichnen sich durch sehr lange Speere aus und haben Schmied von Kupfer- und Wildschweinzähnen, wie aus Antilopenhörnern und Eisenbein. Sie kennen die Eisenbereitung, haben aber sehr primitive Kleidung. —

Aus dem Thierleben.

— Ein beachtenswerthes Beispiel für die Entwicklung einer neuen Thier rasse durch natürliche Züchtung liefert eine Beobachtung des Londoner Zoologen S. Lyster Jameson. An der Nordseite der Dubliner Bucht zieht sich längs der Küste auf etwa drei englische Meilen, von Clontarf nach Sutton, eine Kette von Sandhügeln hin, die während der Fluth durch einen Kanal von beträchtlicher Breite, während der Ebbe durch einen etwa 20 engl. Ellen breiten Wasserreifen von dem Festlande getrennt sind. Eine Brücke verbindet diese mit dem westlichen Ende der Insel, auf der als einzige Gebäude eine stützen-Wachstation, eine Hütte und ein Golf-Ballspiel-Klubhaus stehen. Die Sandhügel werden, wie Jameson beobachtete, von zahlreichen Mäusen bewohnt, die größtentheils so hell gefärbt sind, daß man sie von dem Sande, auf dem sie sich bewegen, nur schwer unterscheiden kann. Sie gehören aber keiner besonderen Art an, sondern sind nichts anderes als Hausmäuse von sehr bleicher Färbung. Neben den hellgefärbten Thieren finden sich auch dunklere, und die von Jameson gefangenen Mäuse, 88 an der Zahl, ließen alle Schattirungen bis zur Farbe der gewöhnlichen Hausmaus erkennen. Diese Thatsache spricht gegen die Annahme, daß die Mäusekolonie etwa von einer fremden Art herstamme, die durch ein Schiff eingeführt worden sei. Es ist vielmehr kaum zu bezweifeln, daß es sich um Abkömmlinge der gewöhnlichen Hausmaus handelt, die unter dem Einfluß der natürlichen Züchtung sich in ihrer Farbe an die Umgebung angepaßt haben. Im Herbst und Winter werden die Sandhügel von Eulen in Menge besucht, und außerdem machen täglich zahlreiche Faltern Jagd auf der Insel. Diese Raubvögel werden natürlich besonders diejenigen Mäuse wegsangen, deren Farbe am meisten von der des Sandes und der dürren Pflanzen, die ihn bewohnen, abstricht. Unter solchen Umständen und da die nach dem Gesicht jagenden Faltern und Eulen die einzigen Feinde der Mäuse sind, wird allmählig die helle Masse an die Stelle der dunklen treten. Die Absonderung der Kolonie spricht bei diesem Vorgange wesentlich mit; denn eine Zuwanderung dunklerer Mäuse durch Schwimmen oder über die aus offenem Holzwerk hergestellte und beträchtlich lange Brücke muß nach Jameson als Ausnahme-fall betrachtet werden. Es läßt sich nachweisen, daß die Insel sich zwischen 1775 und 1800 gebildet hat, so daß für die Entwicklung der hellen Rasse ein Zeitraum von 100 Jahren zugelassen werden kann. — (Voss. Ztg.)

Meteorologisches.

L. Ueber die Ursachen des kürzlich beobachteten St. Elmsfeuers. Die vom Volksmund als St. Elmsfeuer bezeichneten Lichterscheinungen, die bald stärker, bald schwächer auftreten, sind nichts anderes, als elektrische Entladungen resp. Ausgleiche verschiedener Elektricitäten. Allerdings müssen ganz besondere Verhältnisse zusammentreffen, um die Erscheinung hervorzurufen, die als zahlreiche kleine Lichtpünktchen, aber auch als größerer Lichtball auftreten kann. Eine eigenartige Erscheinung war das zuletzt beobachtete St. Elmsfeuer. Bei einem heftigen Schneestreiben ging der Beobachter nachts um 12 1/2 Uhr über eine Anhöhe zwischen Oberfuhr und Michelsdorf, als er bemerkte, daß sich plötzlich an einem feiner Barthaare zitternd ein Lichtschein bewegte. Auch am Rande des aufgespannten Regenschirms des Beobachters traten zahlreiche Fünktchen auf, ebenso an den Handschuhen, Fingerspitzen etc. Die Bildung sehr hoher elektrischer Spannungen an der Erdoberfläche, die durch besonders günstige physikalische Verhältnisse auftreten können, und starke Schwankungen im Potentialgefälle, durch welche oftmals innerhalb weniger Sekunden der Ausgleich der verschiedenen Elektricitäten, resp. der Uebergang von positiver zu negativer Elektricität erfolgt, sind besonders günstig für das Auftreten der St. Elmsfeuer. Diese elektrischen Ausgleiche treten manchmal so stark auf, daß sie nicht nur Lichterscheinungen hervorgerufen, sondern auch von starkem Geräusch begleitet sind, und sie müssen auch bei der Bildung des beobachteten St. Elmsfeuers, das sich durch die eigenthümliche Art seiner Erscheinung besonders auszeichnete, mitgewirkt haben. —

Geologisches.

— Vogtländische Erdbeben. In der letzten Sitzung der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig gab Professor Dr. Credner eine ausführliche Erörterung über Verlauf und Entstehung des in Mitteldeutschland einzig dastehenden sächsisch-böhmischen Erdbebens im Spätherbst vorigen Jahres. Es begann am 24. Oktober und fand erst am 20. November sein Ende, dauerte also 37 Tage. Es setzte sich aus einer Anzahl starker, Schreden erregender Stöße, hunderten von schwächeren Erschütterungen und gewiß unzähligen Erzitterungen und ohne Instrumente nicht wahrnehmbaren Schwingungen zusammen. Die Mitwirkung der Provinzialpresse hat die geologische Landesanstalt von Sachsen in den Stand gesetzt, Fragebogen zu allgemeiner Kenntniß zu bringen und an die geeigneten Stellen zu versenden, so oft seit dem Jahre 1875 ein Beben im Vogtlande bemerkbar geworden war. Dadurch hat sich feststellen lassen, daß das große Erdbeben vom vorigen Spätherbst nicht eine für sich allein dastehende Erscheinung war, sondern daß es das derzeitige Endglied einer Reihe von 23 Erdbeben darstellt, die im Laufe der letzten

22 Jahre im Vogtlande sich ereignet haben oder von ihm ausgegangen sind. Diese Beobachtungen stempeln das Vogtland, in dem übrigens schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere Wochen lang Erdbeben zu verzeichnen waren, zu einem chronischen Schüttergebiet. Wie Dr. Credner weiter ausführte, ist der Untergrund des Vogtlandes von Schichtenfaltungen und von Spaltensystemen in der Richtung des Erzgebirges und des Thüringer Waldes eng durchzogen und von Verschiebungen mosaikartig zertrümmert, dabei aber auch dem Gebirgsdrucke der genannten zwei Spaltensysteme ausgesetzt. Deshalb lieferte dieser vogtländische Untergrund die zahlreichen Ausgangspunkte aller jener Erdbeben, und diese sind somit der Gruppe der tektonischen oder Dislokationsbeben zuzuzählen. —

Humoristisches.

— Das Hinterstück. Mein Gott, hatte die Frau Pastorin viel zu thun! Heute sollte der Herr Konsistorialrath bei ihnen essen, und der Herr Konsistorialrath verstand sich gut darauf, wie ein Fisch gelocht werden muß und was das beste Stück an der Ente ist. — Die Frau Pastorin slog hin und her und gab dem Mädchen Lina so viele Aufträge, daß ihr der Kopf schwirrte.

„Lina, daß Sie immer dem Herrn Konsistorialrath zuerst serviren, und daß Sie die Schlüssel so drehen, daß die besten Stücke auf die Seite des Herrn Konsistorialraths kommen. Und vergessen Sie die Sauce nicht, Lina! Und ich sage Ihnen, Lina, machen Sie es so, daß der Herr Konsistorialrath bei der Ente das Hinterstück bekommt, vergessen Sie das nur nicht!“ — Lina versprach, sich an alles zu erinnern, und man setzte sich zu Tisch. — Die Thür geht auf, und herein tritt Lina, die Platte mit der Ente vor sich in beiden Händen haltend. Majestätlich tritt sie auf den Herrn Konsistorialrath zu, und mit klarer, feierlicher Stimme spricht sie: „Dem Herrn Konsistorialrath sein Hinterstück liegt mitten auf der Schlüssel!“ („Simplicissimus“.)

— Mißverständnis. Freundin: Warum laufft Du nicht mehr bei Meyer? — Vadsisch: Ach denke nur: wie ich neulich aus dem Laden herauskomme, ruft mir der Mensch nach „Empfehle mich“... so eine Freiheit, mich zu duzen! —

— Für Ehemänner. Seine Frau darf man nur dann „Alte“ nennen, wenn sie jung ist. —

Vermischtes vom Tage.

y. Der Segler „Elfriede Mumm“, der am 6. Oktober 1897 mit Steinkohlen von Alcoa nach Brate ging, ist verschollen. —

— Die Dranschweiger Amtsanwaltschaft erklärt in amtlichen Blatte folgende Bekanntmachung: „Erst jetzt erplatteter Anzeige zufolge sind dem Spitzhunde eines hiesigen Einwohners auf einem Spaziergange auf der Wilhelmipromenade, im sogenannten Prinzenwinkel, der Maulkorb, ein kleines Halsband, welches mit kleinen Kägeln verziert ist und an welchem sich eine Hundemarke, welche die Zahl Nr. 726 trug, befand, von einer unbekannt Person abgemacht“ u. s. w. —

— Auf der Station Hohenkirchen (Strecke Zeber-Karolinenfeld) stießen zwei Personenzüge infolge falscher Weichenstellung zusammen. Da das Zugpersonal abgeprungen war, lief der eine Zug vermißlich mit zurückgelegter Steuerung nach Karolinenfeld zurück. Ein Kaufmann wurde getödtet, ein Reisender verletzt. —

— Die Gewerkschaft Donatus zu Liblar setzt für die besten Gedichte zum Lobe der „Donatus-Bricks“ Preise von 100 M. bis 20 M. aus. Die Gedichte dürfen höchstens zehn Zeilen umfassen, was für den Dichter zwar schwer, für die Leser aber sehr angenehm ist. —

— Ein Gendarm aus Ober-Altwasser (Schlesien), der einen mit seiner Frau und einem zweijährigen Kinde herumstreifenden Mann verhaften wollte, wurde von diesem angegriffen. Er zog darauf seinen Revolver und schoß den Mann nieder. —

— Ein Turmlempner in Wien kletterte in der Nacht zum Sonntag an der Ableitung auf den rechtsseitigen 99 Meter hohen Thurm der Botivkirche und brachte an der Kreuzblume eine schwarz-gelbe Fahne an. —

— Der Student Baron v. Unterrichter in Innsbruck hat 86 000 Gulden gestohlen und ist flüchtig geworden. —

— Bei dem Eisenbahnunfall bei der Station Foulain sind vier Personen getödtet und fünfzehn verwundet worden. —

— In Desançon, Bourges und Lons-le-Saunier hat ein starkes Erdbeben stattgefunden. Am dieselbe Zeit verwißelte ein Wirbelsturm die Gegend von Saint-Martin (Departement Aechron). —

— Ein Schulmädchen aus St. Saviourin (Frankreich) kaufte sich Bonbons und theilte dieselben mit ihren Mitschülerinnen. Die Kinder wurden kurz darauf von heftigen Erbrechen befallen. Der Arzt stellte Bleivergiftung fest. Eins der Kinder ist gestorben. —

y. In der australischen Küste bei Sydney wüthete in den letzten Tagen ein schwerer Sturm. Ein Dampfer — wie man meint, der von Sydney nach Newcastle bestimmte Dampfer „Mainland“ — ist gestrandet. Man befürchtet, daß die aus 22 Mann bestehende Besatzung und 86 Passagiere ungelommen sind. —